

Mein Name ist Niemand

Ich zittere. Den Körper unter meiner löchrigen Decke, ich spüre ihn nicht, nur das beißende Bedürfnis nach Schlaf und Wärme. Die Bahnen fahren schon. Das Licht ihrer Scheinwerfer fällt auf mein Gesicht. Ich fühle mich ertappt. Nein, besser. Ich fühle mich verraten. Zwei Stunden später laufen Menschen mit einer ledernen Aktentasche unter dem Arm an mir vorbei. Menschen wie mir. Doch sie würdigen mir keines Blickes. Während andere sich gerade ihren morgendlichen Kaffee kochen, flicke ich meinen Handstulpen. Er hat ein Loch. Ich friere. Der Magen knurrt, vor mir eine Bäckerei, daneben ein Supermarkt. Gerade wird Ware angeliefert, das erste Mal diese Woche. Wir haben Donnerstag. Lieferungen fallen gering aus, und kommen verspätet. Das ist ungewöhnlich. Ich schaue zu, wie der Lieferant die Ware abgibt. Er bemerkt meinen Blick und erwidert ihn. Die unbeeindruckte Art und Weise wie er mich anschaut, lässt mich erschauern. Dabei sitze ich hier. Still und unerhört. Schon seit drei Monaten. Vor drei Monaten, da hätte ich selbst angeekelt oder erst gar nicht hingesehen. Ich hätte übersehen und vergessen. Es ist Zeit zu gehen. Viel habe ich nicht mit mir herumzutragen. Unter meinem Arm klemmt eine Plastiktüte mit ein wenig Wasser, einer Banane, Pfandflaschen und ein halbes Sandwich. Von Ort zu Ort ziehe ich, ich sehe Menschen aller Art, doch niemand sieht mich. Vor drei Monaten, da dankten man mir noch für die Pommes aus meiner Fritteuse. Heute steht sie samt meines Imbisswagens auf dem Schrottplatz. Am Hafen suche ich nach Menschen wie mir. Ich zähle eins, nein zwei Kollegen. Tote Kollegen. Erfroren oder totgeschlagen. Ein Schicksal, das auch meines sein könnte. Früher war alles besser, sagen sie. Und nun verstehe ich diese leidige Phrase. Als ich die Miete noch zahlen konnte, war alles besser. Das Wasser schlägt ermüdet gegen die steinernen Mauern, kleine Fischerboote treiben selig ruhig auf ihm. Es ist kühl draußen und der Wind lässt einen förmlich erfrieren. Der Winter naht. Der Kampf ums Überleben beginnt. Heute macht sich die kleine Menge an Menschen seit dem Ausbruch des Virus deutlich bemerkbar. Hier und da mal einen Euro weniger als sonst. Ein Euro. Mehr Geld als so mancher meint anzunehmen. Isolation. Stichwort der Nachrichten. Mein ganzer Alltag wird von diesem beschrieben. Ich wurde schon vor langer Zeit isoliert und mein soziales Umfeld, das krepitiert. Alleingelassen in einem Meer voller Menschen. Und niemand sieht hin. Ich friere. Es ist Zeit für mich etwas zu essen. Meine halbes Sandwich ist im Vergleich zu der braunen Banane das kleinere Übel. Ich schmunzle. Das halbe Sandwich, ich genieße es. Vor mir kann ich viele Menschen mit einem Smartphone beobachten, alle samt starren sie auf das handliche Gerät. Der eine emotionslos und die andere mit einem Grinsen im Gesicht. So eines besaß ich auch mal. Bevor ich es gegen Schlafsack und Isomatte eintauschen musste. So schwanden der Zugang zum Internet und das Grinsen in einem Gesicht. Mein Gesicht. Ich sehe es in der Scheibe eines Schuhladens direkt vor. „Fürs Erste geschlossen“, das steht auf dem Schild, welches in der Tür klemmt. Ich

erkenne bläuliche Farbe rund um mein rechtes Auge. Eine missbillige Erinnerung. Es ist schon sehr erniedrigend sich so ansehen zu müssen. Die Haare grausig, das Gesicht verunstaltet und der Körper abgemagert. Nicht mehr lange, bis mir mein Zustand zum Verhängnis wird. Nicht mehr lange, bis ich meine Augen am Morgen nicht mehr öffne. Doch lieber schlafe ich dort, wo Menschen sich einst zum Vergnügen trafen als dort, wo mir Schlimmeres als Kälte angetan wird. Lieber bleibe ich auf der Straße. Auf meiner Straße. Mein Zuhause ohne vier Wände. Dennoch bin ich eingesperrt. In einem Meer voller Menschen wie mir, doch sie alle sehen mich nicht. Unbemerkt und einsam, das bin ich.